

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 47 (1972)

Heft: 3

Rubrik: Vom Wohnen und Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als das Buch von Esther Vilar «Der dressierte Mann» über das Fernsehen ins Gespräch kam, was ich von zugewandten Orten vernahm, verschaffte ich mir das Buch und las es. Während der Lektüre überlegte ich mir, ob es sich lohne, einen Artikel darüber zu schreiben und wurde mir rätsig, dass dem nicht der Fall sei. Hätte mich nicht eine Genossenschafterin um Stellungnahme gebeten, hätte ich mich in Stillschweigen gehüllt. Im Grunde genommen erweist man der Verfasserin zuviel Ehre, tritt man auf ihre grösstenteils höchst abstrusen und primitiven Gedankengänge ein. Es handelt sich dabei um ein Pamphlet, eine Streitschrift, in der die verheiratete Frau und Mutter zur Ausbeuterin der Arbeitskraft ihres Mannes erklärt wird und mit der Prostituierten, die sich für Geld Männern hingibt, auf die gleiche Stufe gestellt wird. Die Schrift ist darauf aus, zu verletzen, zu provozieren und zu schockieren, was ihr bestens gelungen ist. Empörte Frauen haben die Autorin Tag und Nacht angerufen, um sie zu beschimpfen. Wie ich der Presse entnahm, musste sie die Telephondirektion um eine geheime Telefonnummer ersuchen, was ich ihr von Herzen gönnen mag. Indessen hat sie mit ihrer Schmähchrift einen kolossalen Erfolg gehabt und haben der Verlag und sie damit reichlich Geld verdient. Das Büechli ist bereits vergriffen.

Laut Definition der Verfasserin ist der Mann ein Mensch, der arbeitet. «Mit dieser Arbeit ernährt er sich selbst, seine Frau und die Kinder seiner Frau. Eine Frau dagegen ist ein Mensch, der nicht (oder nur vorübergehend) arbeitet. Die meiste Zeit ihres Lebens ernährt sie wieder sich selbst noch ihre Kinder, geschweige denn ihren Mann.» Das Zitat steht ziemlich zu Beginn, und ich fragte mich, ob Frau Vilar meine, wir Frauen pflanzten uns durch Knospung fort. Da sie Ärztin ist, ist dies nicht zu vermuten. Hinten im Büechli gibt sie dann doch zu, dass es nicht nur die Kinder der Frau, sondern in der Regel auch diejenigen des Mannes sind. Auf der Linie geht es weiter, und es bleibt kein gutes Fädeli an der verheirateten Frau. Die ledige kommt nicht dran; denn sonst hätte sie sich mit dem Problem herumschlagen müssen, warum Frauen, gesellschaftlich und wirtschaftlich betrachtet, nur selten einen Logenplatz innehaben. Im allgemeinen sitzen sie, selbst wenn sie sehr intelligent sind und eine gleichwertige Ausbildung wie ihre männlichen Kolle-

gen genossen haben, im zweiten Rang. Dort bleiben sie. Das ist eine Tatsache. Dieser Tage ist diese Feststellung in der politischen Rundschau der Television eindeutig bekräftigt worden. Frauen werden für die gleiche Arbeit schlechter bezahlt, und sie haben praktisch keine Aufstiegschancen. Natürlich machen auch nicht alle Männer Karriere, aber Frauen haben es schwerer und unterliegen, sollten sie einen gehobenen Posten bekleiden, einer viel schärferen Kritik als die Männer. Sofort ist von Weiberregiment die Rede, und Männlein und Weiblein nörgeln an ihnen herum. Frauen und Männer sind eben noch nicht daran gewöhnt, weibliche Vorgesetzte zu haben, aber ich glaube, dass wir uns auf dem Wege der Besserung befinden. Vorderhand sind wir jedenfalls immer noch dran, uns der Eierschalen der patriarchalischen, einer ausschliesslich von Männer geprägten Gesellschaft zu entledigen.

Davon scheint Esther Vilar keine Kenntnis zu haben. Von einer Akademikerin sollte man eigentlich erwarten können, dass sie eine Ahnung von der Stellung der Frau in der Vergangenheit und in der Gegenwart hat. Soziologie hat sie zusätzlich auch noch studiert, aber das Resultat ihrer «geistigen» Bemühungen ist bemüht bis niederschmetternd. Objektivität und eine differenzierte Analyse glänzen durch totale Abwesenheit, wozu allerdings zu bemerken ist: Mit einer sorgfältigen Analyse der Stellung der Frau hätte sie keinen Hund hinter dem Ofen hervorgelockt. Sensationen sind begehrte und nicht gewissenhafte Untersuchungen über den Stand der Dinge. Dafür hat sie offenbar einen «Riecher», was auf eine gewisse Raffiniertheit und Hemmungslosigkeit hinweist. Eine feine, flotte Frau ist sie nicht. Schriebe ich in dem schludrig-schnoddrigen, unflätigen Ton wie sie, wäre ich nirgends gelandet. Kein Redaktor könnte es sich erlauben, solches Zeug zu veröffentlichen. Kann man «die Frau», «den Mann», «die Jugend» und «das Alter» in einen Topf werfen und behaupten: Die Frau ist dumm, der Mann intelligent, wobei sie gütigst geruht davon auszugehen, dass die Intelligenz an und für sich gleichmässig über die Geschlechter verteilt sei. Erst die Beschränkung auf Haushalt und Brutpflege führe zur Verblödung, weil Intelligenz sich nur im Wettbewerb zu entwickeln vermöge. Laut Madame Vilar beansprucht der Haushalt für vier Personen

zwei Stunden pro Tag, und die übrige Zeit vertrödle die Frau mit dem Auflegen von Schminke, Wimperntusche und Augenschatten, Nähe Rüschen und bakte Kuchen, die man jederzeit beim Bäcker fixfertig kaufen könne. In meinem recht ausgedehnten Bekanntenkreis befindet sich kein einziger «Farbwarenladen», sehe ich davon ab, dass ich zu meiner mittleren Freude jahrelang einen in Gestalt unserer Tochter im Hause hatte. Obwohl sie ganztags arbeitete, langte es einewäg noch dazu. Und was macht man, wenn der Pappeli den selbstgebackenen Käsekuchen dem beim Bäcker gekauften vorzieht und Fertiggerichte aus der Tiefkühltruhe, die sie empfiehlt, ablehnt?

Obschon sie erwähnt, die Intelligenz sei über die Geschlechter gleichmässig verteilt, zieht sie daraus keine Konsequenzen. Der Mann bleibt durchs Band weg intelligent und deshalb schön, die Frau dumm, weshalb sie nicht schön sein kann. Sie ist primitiv und gefülsarm. Kinder benutzt sie dazu, um sich die Arbeitskraft des Mannes zu erhalten. Im Alter von fünfzig Jahren ist sie nichts weiter als ein beliebiger Haufen menschlicher Zellen, während sein Körper noch glatt und wohltrainiert ist. Setzen wir dazu schlicht und einfach ein Fragezeichen. Schwangerschaften und Geburten sind Lappalien, die sie kaum belasten. Jedermann weiß, ohne medizinisch gebildet zu sein, dass es so oder anders sein kann. Im Volk zirkuliert folgender Scherz: Wechselte das Gebären zwischen Frau und Mann ab, gäbe es nie mehr als drei Kinder. Zuerst die Frau, nachher der Mann, wieder die Frau, und damit hätte es sich. Das dürfte zutreffen. Das alles so zu «vernütigen», ist von einer Frau und noch dazu von einer Ärztin reichlich sonderbar. Höflichkeit und gute Sitten des Mannes der Frau gegenüber beruhen auf Dressurakten seiner dummen Mutter, die ihn damit erneut zur Unterwürfigkeit erzieht. Augenscheinlich versagt diese Dressur öfters, ansonst wir nicht soviele ungezogene Rüppel hätten, die nicht wissen, wie man mit einer Frau umgeht.

Greifen wir noch ein paar Rosinen heraus. Kriege werden nur im Interesse der Frauen geführt. Fragezeichen. Die Legende von der Erschaffung Evas aus einer Rippe Adams stammt von Frauen. Sie wollten damit ihre Hilfs- und Schutzbedürftigkeit durtan, um den Mann für ihre Zwecke einspannen zu können. Fraglos ist das Gegenteil der Fall. In ihr

drückt sich die männliche Überheblichkeit, wie sie in der patriarchalischen Gesellschaft gezüchtet wurde, aus. Die Frau ist etwas Minderwertiges. Sie ist nur aus der Rippe eines Mannes entstanden. Der Aufbau der christlichen Kirche ist von der Frau bestimmt worden. Auch sie dient der Versklavung des männlichen Geschlechtes. Dabei steht ausdrücklich im neuen Testament: Und das Weib schweige in der Gemeinde. Und im Mittelalter hat man allen Ernstes darüber diskutiert, ob die Frau überhaupt eine Seele habe. In der Kirche hatte sie bestimmt nichts anzumelden. Die katholische Kirche ist heute noch eine reine Männerangelegenheit. 1907 ist die Schrift eines Dr. P. J. Möbius mit dem Titel: «Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes» in achter Auflage herausgekommen. In ihm versucht der Autor die intellektuelle Minderwertigkeit der Frau von wegen eines geringeren Gehirngewichtes zu beweisen. Warum haut eine junge moderne Frau in die gleiche Kerbe und stattet die verheiratete Frau und Mutter mit dem Attribut schwachsinnig aus? Warum giesst sie über sie Gift und Galle, und warum bringt sie den Männern den «Schmus» kilometerdick? Etwas stimmt da sicher nicht. Eine gewisse Originalität ist ihr nicht abzusprechen, nur gründet diese Originalität auf Unwissenheit, auf Verdrehungen, Verzerrungen und blödsinigen Verallgemeinerungen. Angeblich würden von einer Frau nicht versklavte Männer herrliche Taten vollbringen, auf den Mars fliegen, nur noch tun, was ihnen Spass macht, herumgammeln und so. Womit beschäftigen sich die «unversklavten» Männer, die Junggesellen? Sie sind wie ihre versklavten Geschlechtsgenossen als Arbeiter, Bauern, Angestellte, Beamte und Freierwerbende tätig. Sie fallen nicht durch ungewöhnliche Leistungen auf. Damit ist also auch nichts.

Ich verhehle nicht, dass ein kleines Korn an Wahrheit in dem Büechli enthalten ist. Es gibt tatsächlich grässliche Frauen, die den Ehemann lediglich als Goldbergwerk ausnützen, den Haushalt und die Kinder vernachlässigen, nicht einmal anständig kochen, sein Geld verschleudern und es, wenn möglich, noch mit andern Männern «hauen». Ich kenne den Typ mehr vom Hörensagen und aus Akten des Jugendamtes, der Jugendarbeitsamt, der Fürsorge- und Vormundschaftsbehörden, des Scheidungsgerichtes. Aus den gleichen Akten ist dasselbe in Grün bei den Männern ersichtlich. Morale und intellektuelle Minderwertigkeit ist nicht dem weiblichen Geschlecht vorbehalten. Wie der Soziologe Helmut Schelsky an einem Vortrag darlegte, hat sich das Problem der Ausbeutung aus der Wirtschaft in die Sphäre der Familie verlagert. Das ist insofern nicht ganz richtig, weil Ausbeutung in der

Familie seit eh und je betrieben wurde und sie auch sonst nicht aus der Gesellschaft verschwunden ist. In erster Linie wurden die Frauen als Gebärmaschinen und billige Arbeitskräfte verwendet, als Sklavinnen und Lustobjekte, was Frau Vilar entgangen ist. Kein Wunder, dass Iris von Roten, die in ihrem Buch «Frauen im Laufgitter» den entgegengesetzten Standpunkt wie sie vertritt, in der Konfrontation mit ihrer Antipodein in der «Antenne» die Nerven verlor und ihr ständig über den Mund fuhr. Was sie nicht hätte tun sollen. Jedoch sehe auch ich keine Möglichkeit zu einer erspriesslichen Auseinandersetzung mit Esther Vilar.

Barbara

Feldmusik, oder man kehrte in der «Krone» ein, war also «erz-B», und machte in der Musikgesellschaft Harmonie mit. Dabei zählte das Dorf keine tausend Einwohner.

Jedes im Gemeinedebann auftauchende Knechlein wusste, dass es mit Kost und Logis auch die Meinung seines Meisters anzunehmen hatte. Meinetwegen – ich wollte da kein Drama heraufbeschwören.

Aber dann wurde es kompliziert.

Schon am selben Nachmittag lud mich der jüngere, noch nicht ganz zwanzigjährige Bruder des Chefs zu einem Waldspaziergang ein, «weil Bäume keine Ohren hätten». Das war für ihn bestimmt besser. Der Jüngling bekannte mir nämlich, dass er schon längere Zeit ein hübsches Mädchen verehre und auch alle Chancen habe – bei der Tochter des B-Parteipräsidenten und Grossratskandidaten! Da war ich ja in eine böse Zwickmühle geraten: auf der einen Seite der als Arbeitgeber untadelige Meister – auf der andern der mir in seiner Liebesnot ach so sympathische junge Mann, der um die Stimme für seinen Schwiegervater in spe warb.

Im Zweispurverfahren erhielt ich staatsbürgerlichen Unterricht. Abschliessende Lektionen beim Meister in der besten Stube, bei Kaffee und Geräucherter: Ausfüllen des Stimmzettels A. Thema: panaschieren. «Siehst du, da haben wir einen alten Chlütteri, der nicht begreift, dass er zurücktreten sollte. Den streichen wir jetzt durch und tragen dafür einmal den Kandidaten der B-Partei aus unserm Dorf ein, der ja ein rechter Mann ist – aber eben B...»

In der Bauernstube des rechten, aber eben B-Mannes, erfolgte bei Most und Rindfleischsalat die zweite Privatstunde. Über das Kumulieren. Ich war also für den Wahltag gut ausgerüstet, und sogar von zwei Seiten auch wohlbehütet!

Es soll allerdings beim Auszählen der Stimmen eine kleine Sensation gegeben haben, als man erstmals in der unzweifelhaft lebhaften Wahlgeschichte eine für hiesige Verhältnisse äusserst progressive Liste vordarf.

Als ich wenig später meine Stellung verliess, weigerte sich der Meister, in mein Arbeitsbuch die mit «Betrügen» bezeichnete Linie auszufüllen. Kurz darauf wollte er allerdings das Fehlende nachholen. Eines länglichen Briefes wegen, den er vom Schweizerischen Milchwirtschaftlichen Sekretariat in Bern bekommen hatte.

Ein bisschen staatsbürgerlicher Unterricht schadet schliesslich auch einem Meister nicht.

Kari

«Staatsbürgerlicher Unterricht»

In den ersten Jahren meiner Volljährigkeit und der damit gekuppelten Stimmfähigkeit war es wie verhext: Entweder waren die Wahlen gerade vorbei, wenn ich irgendwo Einsitz nahm, oder ich war noch nicht lange genug in der Gemeinde wohnhaft, um daran teilnehmen zu können. Abgesehen von den Fällen, wo meine Schriften in einer andern Landesgegend deponiert waren, weil entweder der Herr Gemeindeschreiber sich gerade auf der Jagd befand, wenn ich den Heimatschein abholen wollte, oder ich nur zur Aushilfe zum Verwandten eines Meisters geschickt wurde.

Ich war viel unterwegs damals, obwohl der Beruf eines Käfers eher als sess- oder vielmehr standhaft zu betrachten ist. Wollte ich meine Person rühmen, würde ich rückwirkend behaupten, damals von ungeheurem Lern- und Wissensdurst von einem Ort zum andern getrieben worden zu sein. Aber es waren nebst der Wanderlust eher andere Gründe dafür verantwortlich: Meisterschöchter etwa, oder zu kalte Zimmer in strengen Wintern.

Item, einmal war es doch soweit, dass zufällig sowohl meine Papiere wie auch Person gleich- und rechtzeitig anwesend waren. Ich erinnere mich, dass der neue Meister ausdrücklich nach ersteren gefragt hatte. Schliesslich lag die kleine Gemeinde in jenem innerschweizerischen Gebiet, in dem die Mitglieder des Kantonsparlaments Grossräte genannt werden, und die zu wählen in Kürze fällig war.

Dass mein Patron sich zu einer sehr konservativen Partei – nennen wir sie A-Partei – bekannte, hatte ich natürlich schnell heraus. Jeder in der Gemeinde war schliesslich in einer Partei: entweder war man «stock-A», trank sein Zwei-erli im «Kreuz» und dudelte in der